

# »Der geborene Pater Patriae«

Biograf Wolfgang Petritsch über Bruno Kreiskys Selbstbild als »wohlwollender Despot«, seinen Umgang mit Niederlagen und die Kunst der politischen Improvisation

**DIE ZEIT:** Herr Petritsch, Sie haben sieben Jahre lang Bruno Kreisky als dessen Sekretär aus nächster Nähe und im politischen Alltag des Bundeskanzleramts erlebt. Nun haben Sie die Biografie Ihres einstigen Chefs geschrieben. Stellt diese Nähe nicht mitunter auch noch viele Jahre später ein Handicap für den Biografen dar?

**Wolfgang Petritsch:** Natürlich musste ich sehr darauf achten, Distanz zu wahren. Man erlag ja sehr leicht seiner Faszination. Bruno Kreisky war auch ein Menschenfänger, er wollte einen ganz in Besitz nehmen.

**ZEIT:** Ihr Bild, das Sie von ihm in Erinnerung hatten ...

**Petritsch:** ... ist klarer geworden, hat sich aber nicht wesentlich geändert. Das Bild eines umfangreich gebildeten und interessierten, eines nach allen Seiten hin wirkenden Politikers. Ein Phänomen, wie man es heute unter geänderten Umständen nicht mehr antreffen kann. Das relativiert auch diese Nostalgievorstellung: Wenn es nur so einen wie Kreisky wieder gäbe. Die teile ich nicht.

**ZEIT:** Er würde heute gar nicht mehr in die Zeit passen.

**Petritsch:** Er hat genau in seine Zeit gepasst. Es haben viele Zufälligkeiten mitgespielt. Er hat die Möglichkeiten, die sich geboten haben, zu nutzen gewusst. Wenn man ihm sagte: »Da haben S' aber jetzt Glück gehabt«, entgegnete er mit der jüdischen Weisheit: »Aber was macht der Dumme mit dem Glück? Ich konnte ihm ja regelrecht über die Schulter zusehen, wie er Politik machte und zielsicher jede Chance beim Schopf packte.

**ZEIT:** Dabei improvisierte er aber häufig.

**Petritsch:** Das war auch eine neue Erkenntnis. Kreisky war weniger ein Stratege. Er hatte aber eine klare Vision davon, in welche Richtung sich eine gebotene Chance nutzen ließ. Er hat rascher reagiert als andere. Denken wir nur an die Volksabstimmung über das AKW Zwentendorf im Jahr 1978. Bei jedem anderen Politiker hätte solch eine Niederlage das Ende der Karriere bedeutet. Kreisky hat aber das Ruder um 180 Grad herumgeworfen und nun voll auf Antiatompolitik gesetzt ...

**ZEIT:** ... und die Niederlage ein Jahr später in seinen größten Wahlsieg verwandelt.

**Petritsch:** Das war sein Geschick. Die Regierungspolitik war bis dahin klar pro Atom, wovon er vielleicht nicht vollkommen überzeugt war, der er sich aber zögernd und auf Druck von Gewerkschaften und Industrie gebeugt hatte.

**ZEIT:** Sagen Sie, insgeheim sei Bruno Kreisky Atomkraftgegner gewesen?

**Petritsch:** Anfangs, getragen vom Fortschrittsglauben, hielt auch er diese moderne Technologie für ein Zukunftsversprechen. Im Laufe der Informationskampagne über Zwentendorf wurde er immer mehr zu einem Skeptiker, als er des großen Pros und Contras der Wissenschaftler gewahr wurde. Interessanterweise reagierte er immer besonders emotional auf seinen Sohn Peter, der eindeutig Atomkraftgegner war, so als müsste sich da ein Zweifler erst selbst lautstark überzeugen.

**ZEIT:** Trotz aller Improvisation gab es jedoch eine eindeutige Leitlinie seiner Politik.

**Petritsch:** Das ist jetzt für mich auch stark herausgekommen: »Die Menschen in Arbeit halten«. Diesen Satz hat er oft verwendet. Das war sein Kompass. Dem hat er alles untergeordnet. Der historische Hintergrund ist die Zwischenkriegszeit.

**ZEIT:** Sein Weltbild war also am ehesten im Austromarxismus verankert.

**Petritsch:** Er war in seiner Jugend Austromarxist, sein Idol war Otto Bauer. Erst in Schweden ist er zum linken Zentristen geworden. Aber abgesehen von der Ideologie, zieht sich die Überzeugung, dass die Arbeit den Menschen erst zum Menschen mache, wie ein roter Faden durch sein politisches Leben. Als überall die Schwierigkeiten in der verstaatlichten Industrie zunahmen, ist er weit über das politisch Vernünftige hinaus zu seiner Überzeugung gestanden. Dafür ist er noch bis vor Kurzem von Konservativen geprügel worden.

**ZEIT:** Und dafür wurden auch viele Fehlentwicklungen in Kauf genommen.

**Petritsch:** Verknöcherte Strukturen, das Klammern an Arbeitsplätze, die obsolet geworden waren. Kreisky fragte nicht: Was dient der Wirtschaft und dem Bruttonationalprodukt?, sondern: Was hilft den Menschen, die jetzt Arbeit brauchen?

**ZEIT:** Politik für die Leute ...

**Petritsch:** ... das klingt zwar pathetisch. Aber der Slogan »Der Mensch im Mittelpunkt« war einerseits eine Phrase, andererseits aber auch sein Glau-

bensbekenntnis. Und der Mensch, das war immer der Arbeiter, der Lohnabhängige. Dieses Bild war natürlich auch von der sozialdemokratischen Romantik der Ersten Republik geprägt.

**ZEIT:** Und diese Überzeugung hat zu einer Reihe merkwürdiger Projekte geführt, zu der geplanten Austro-Porsche-Autofabrik etwa.

**Petritsch:** Merkwürdig? Na ja. Er ist dafür sehr verhöhnt worden, ausgerechnet ein Sportauto will er bauen. Wiederum, er war kein Stratege. Die Überlegung lautete: Wir verlieren Jobs in der Stahl-

industrie, auch die Wirtschaft hat zu wenig Arbeit für die gut ausgebildeten Jungen, also bauen wir halt so ein Auto. Der Austro-Porsche ist zwar nicht gekommen. Aber dafür hat sich rasch eine bedeutende Autozulieferindustrie gebildet.

**ZEIT:** Traf ihn Kritik?

**Petritsch:** Mehr, als das anderen bewusst war. Aber er widerlegte Kritik, indem er seine Projekte durchzog. Nehmen wir die Gründung der Chipproduktion in der Steiermark. Das ist ja heute unvorstellbar, dass sich ein Regierungschef den Generaldirektor aus New York kommen lässt, um ein solches Projekt bis ins Detail abzusprechen.

**ZEIT:** Auch ein feudaler Gestus.

**Petritsch:** Passt auch sehr gut in die Tradition der österreichischen Politik: der »wohlwollende Despot«, der sich um das Wohl seiner Bürger sorgt und sich dafür auch der Lächerlichkeit aussetzt. Kreisky fühlte sich für alles verantwortlich, weil alles dem letzten Zweck, der Arbeit, diene.

**ZEIT:** Diese patriarchalische Rolle war ihm auf den Leib geschneidert.

**Petritsch:** Sie war sehr ausgeprägt. Er war der geborene Pater Patriae, der sich wirklich um die Leute kümmerte. Das war ihm das größte Anliegen.

**ZEIT:** Gleichzeitig konnte er ungeheuer impulsiv sein. Es war nicht schwer, Kreisky zu reizen.

**Petritsch:** Einerseits war er ein rationaler Politiker, der Aufklärung ergeben. Andererseits konnte er mit Emotionen sehr schwer umgehen. Deshalb passierten auch diese unglaublichen Ausbrüche, die es vor allem in Zusammenhang mit der Wiesenthal-Peter-Affäre und teilweise mit Androsch gegeben hat, wo er sich nicht mehr in der Hand hatte.

**ZEIT:** Tatsächlich war Kreisky zeit seiner Kanzlerschaft, also auch in seinen besten Jahren, sehr krank, wie Sie herausgefunden haben.

**Petritsch:** Das wissen wir dank der Aufzeichnungen seiner Vertrauten Marietta Torberg. Er litt an hohem Blutdruck, hatte mehrere kleine Schlaganfälle, er erblindete auf einem Auge, schließlich die Nierenerkrankung. Trotzdem hat er gearbeitet wie kaum ein Gesunder. Er ist ja viele Jahre nie vor zehn Uhr abends aus dem Büro gegangen.

**ZEIT:** Im Zusammenhang mit Kreisky taucht natürlich stets sein kompliziertes Verhältnis zu seiner jüdischen Herkunft auf.

**Petritsch:** Dieser immer hochgespielte Vorwurf eines jüdischen Selbsthasses ist absolut nicht richtig. Er wollte es sich nicht gefallen lassen, primär als Jude angesehen zu werden.

**ZEIT:** ... darauf reduziert zu werden.

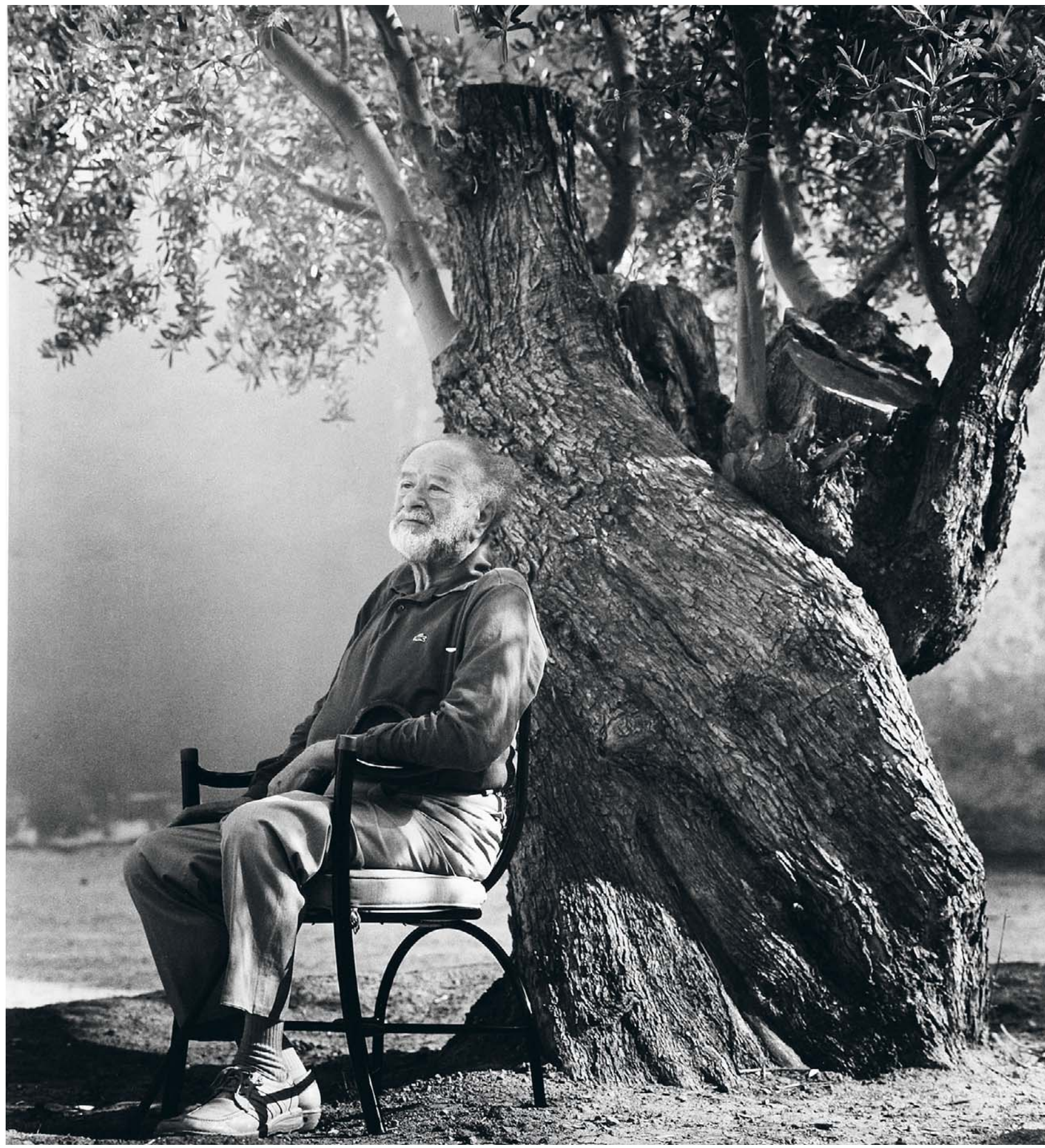
**Petritsch:** Ja, denn für ihn war der zentral-europäische Aspekt, der mit der Kultur des Judentums verbunden ist, von Bedeutung. Er behauptete ja, die Geschichten von der Tante Jolesch habe ursprünglich er dem Friedrich Torberg erzählt. Besonders sensibel reagierte er aber, wenn er als Politiker daran erinnert wurde, dass er Jude sei und entsprechend zu handeln habe. Dann kam es gelegentlich zu diesen Überreaktionen.

**ZEIT:** Kreiskys Passion war doch die große, internationale Politik. Bedrückte ihn mitunter die geistige Enge seines Landes?

**Petritsch:** Absolut. Deshalb blühte er auch immer auf, wenn er woanders war.

**ZEIT:** Bei aller Verklärung: War er der bedeutendste österreichische Politiker der Nachkriegszeit?

**Petritsch:** Ja, sicher. Das allein wäre aber noch keine Leistung.



Fotos: Konrad R. Müller

Das Gespräch führte JOACHIM RIEDL

## Abschied auf Raten

Auf den alten Mann auf Mallorca wirkte die politische Unrast des europäischen Wendejahres 1989 wie ein Aufputschmittel: inspirierend und belebend. Zugleich stellte sie für Bruno Kreisky ein großes persönliches Drama dar. Sein Körper, gezeichnet von jahrelangen Krankheiten und den Folgen eines neuen Schlaganfalls, konnte nicht mehr mithalten.

»Das ist mein persönliches Schicksal«, klagte er resigniert und bitter in einem der vielen Gespräche, die wir im Verlauf dieses turbulenten Jahres führten. »Zehn Jahre jünger« müsse man sein. Mitmachen können, mitredend sein, Fehler vermeiden helfen, offensichtlichen Versäumnissen vorbeugen. Er und Willy Brandt, der deutsche Freund, den er um dessen – leider trügerische – körperliche Fitness beneidete, sie müssten jetzt gemeinsam den Kurs bestimmen können, so wie sie es oft früher gehalten hatten. Von diesem Gedanken war er durchdrungen.

Zwischen Mai und November haben Konrad R. Müller, der deutsche Porträtist vieler mächtiger oder zumindest berühmter Männer und Frauen, und ich den Altkanzler immer wieder besucht, begleitet, interviewt, fotografiert oder ihm auch nur

einfach Gesellschaft geleistet. Er hatte gern Besuch, besonders auf seinem Alterssitz Mallorca, wo nicht so viel los war. Der spanische König oder PLO-Chef Jassir Arafat kamen ja auch nicht gerade regelmäßig vorbei, sogar die journalistischen Zitatesammler aus Österreich machten sich rar. Umso willkommener war da die Berliner Stimmungskanone Müller, den Kreisky während seiner Kanzlerschaft gleichsam adoptiert hatte. Oft hielt Konrad Müller den Pensionisten wider Willen an langen Abenden in der bescheidenen Villa mit frechen Sprüchen bei Laune.

Der Anfang der Mallorca-Gespräche war mühsam. Die Folgen des Schlaganfalls waren noch deutlich zu merken. Die Unterhaltungen, die als Materialsammlung für ein späteres Buch dienen sollten, das Kreisky und Müller vor längerer Zeit vereinbart hatten, kamen nur schleppend in Gang. Konzentrationsschwächen, frühe Ermüdung, lange Unterbrechungen. Zweifel an der Realisierbarkeit des Projekts waren unvermeidlich. Warum den kranken Mann quälen, wenn am Ende dabei nichts Verwertbares herauskommt?

An dem Punkt griff die Therapeutin Ilse Köck ein, die längst Kreiskys Vertrauen erworben hatte und für seine physische und psychische Rehabili-



13 Jahre lang hielt Bruno Kreisky die Macht in Händen. Im Juli 1990 starb der Altkanzler

tionierung verantwortlich war. Für ihn war sie unentbehrlich, für uns eine Autorität. Abbrechen konnte nicht infrage, erklärte sie. Die Interviews seien Teil der Therapie. Wir müssten weitermachen. So machten wir weiter.

Ilse Köck hatte recht. Konrad Müller sorgte weiterhin für Stimmung, ich interviewte weiter, und der »Alte« kam von Mal zu Mal besser in Form, wurde wortreicher, assoziativer, bissiger, präziser. Längst nicht alles war druckreif, aber wir waren ja auch nicht

In langen Gesprächen auf Mallorca formulierte Bruno Kreisky im Wendejahr 1989 sein Vermächtnis VON WERNER A. PERGER

gekommen, um eine schnelle Sensation mit einer Halbwertszeit von zwölf Stunden zu erhaschen. Außerdem waren die meisten der persönlichen Beleidigungen, die er gegen Abwesende aussprach, ohnehin nicht neu. Wir ackerten durch, was die Republik zu seiner Zeit bewegt hatte und sie nun, nach seiner Zeit, immer noch bewegte: ausführlich und in abendfüllender Breite. Der verlorene Ziehsohn Hannes Androsch und die Frage, ob Sozialdemokraten überhaupt Reichtum anhäufen dürften. Österreichs Außenpolitik und die, aus seiner Sicht, unverzeihliche Sünde, dem Koalitionspartner ÖVP am Verhandlungstisch das Außenministerium zu übertragen; der neue politische Senkrechtstarter Jörg Haider und die Hypothese, er, der alte Hase, hätte den vorlauten Burschen womöglich zur Vernunft bringen können. Die Affäre um den SS-Veteranen und einstigen FPÖ-Chef Friedrich Peter und Kreiskys Erinnerung daran, dass er selbst als Justiz im Gefängnis der Austrofaschisten gesessen war. Dann die Frage aller Fragen: Gibt es Freundschaft in der Politik? Die Antwort: Nur, wenn man sie nicht auf die Probe stellt.

Ebenso beschäftigte ihn die Weltlage: die grässliche Margaret Thatcher, die weltweit wachsende Armut und besonders das Phänomen der *working*

*poor*, das er für die moderne Pest des Kapitalismus hielt, derer die Regierungen nicht Herr würden, weil sie es erst gar nicht versuchten. Schließlich – immer wieder und in späteren Gesprächen immer intensiver – warnte er vor der Gefahr, über die europäische Wende könnten die Palästinenser vergessen werden und die Israelis würden sich in ihrer Machtpolitik im Nahen Osten nun, da die Sowjetunion todeschwach sei, noch weniger um die Weltmeinung kümmern.

Juni 1989. Die Mauer stand noch, die Ausreisewelle aus der DDR hatte ihren Höhepunkt noch längst nicht erreicht, die Stabilität erzwingende Zweiteilung der Welt bestand noch. Da nahm Bruno Kreisky, ein Jahr vor seinem Tod, an einer Konferenz der Sozialistischen Internationale in Stockholm teil. Es war offenkundig ein Abschiedsbesuch, jedem war das klar. Abschied von Schweden, Abschied von den Genossen. Er hielt eine kurze Rede. Sie war der emotionale Höhepunkt der Veranstaltung. Der alte Jude aus Wien hatte nur eine Botschaft an die Welt: Vergesst das Elend der Palästinenser nicht. Die Versammlung erhob sich und verabschiedete sich von dem »Alten« mit Standing Ovationen.

Hinterher brummte er: »Das hätte ich nicht erwartet. Das hat mich ein bisschen überrascht.« Was bedeutete: »Ich war gerührt.«